

## **Schittich, Ingrid (2010): Wir können uns alle kennen. Ansprache beim Tag des Weltbürgertums am 21.03. in Magdeburg.**

Liebe Freunde und Freundinnen,  
die Darbietungen aus den verschiedenen Kulturkreisen, die wir gerade zusammen gesehen haben, zeigen einige der liebenswerten Facetten unseres Weltbürgertums. Unberührt von den Problemen und Spannungen, die bei Freundschaften zwischen einzelnen Menschen und im Miteinander unterschiedlicher Kulturen in der Regel auch präsent sind.

Kunst ist etwas, das alle Menschen anspricht, auch wenn sie mit der jeweiligen Kultur der Künstlerinnen und Künstler nicht vertraut sind. Wir staunen, wir empfinden Ehrfurcht, es entsteht Zuneigung zu diesen Menschen, diesen Fremden, den „Anderen“. Zuhören, Fremdes wahrnehmen, unbekannte Gemeinsamkeiten ahnen, das sind sie schon, die Schlüssel, die die Tür öffnen zu einem geschwisterlichen Weltbürgertum. Ein erster Schritt hinein in diesen Raum, in dem die Vision einer großen Menschheitsfamilie Wirklichkeit werden soll.

Die Vision einer Menschheitsfamilie ist uralt. Wir kennen sie schon aus dem alten Griechenland, der Wiege der abendländischen Kultur. 400 Jahre v.Chr. sprachen Philosophen aus der Schule der Kyniker davon, 200 Jahre später die Stoiker.

Entwicklungsgeschichtlich gesprochen hatten die Menschen Millionen Jahre in Gruppen verstreut auf der Erde gelebt. Sie wussten nichts voneinander, sie kannten nur ihre eigene Gesellschaft. Doch als Kulturkreise anfangen, sich da und dort zu berühren, da begann bald, so ist anzunehmen, die Idee einer großen Menschheitsfamilie aufzukeimen.

Philosophen haben durch die uns bekannte Geschichte hindurch diesen Gedanken immer wieder aufgegriffen. Der Begriff „Weltbürgertum“, meist in der dem Griechischen entnommenen Form „Kosmopolitismus“, zieht sich wie ein roter Faden durch das Denken der Menschen bis in unsere Zeit hinein. Bis hin zu unseren heutigen, hochkomplexen Gesellschaften, die Christoph Antweiler, ein deutscher Ethnologe, als „ultrasoziale Gesellschaften“<sup>1</sup> bezeichnet. Das heißt, die Menschen leben enger zusammen als je zuvor, und sie leben in „stark anthropogen überformten Landschaften und damit in maßgeblich kulturell geprägten physischen Umwelten.“ Diese ultrasozialen Systeme brauchen nach Antweiler auch komplexe Institutionen, die weit über verwandtschaftliche Strukturen hinausgehen. Kwame Anthony Appiah, Sohn eines ghanaischen Vaters und einer englischen Mutter, in Kumasi in Ghana aufgewachsen, schreibt in ähnlicher Weise in einer Art Manifest für den Planeten, „den wir mit über 6 Millionen Fremden teilen“, die große Herausforderung für einen sinnvollen Kosmopolitismus heute bestehe darin, „das über Jahrtausende eines Lebens in kleinen, lokalen Gruppen geformte Denken und Fühlen mit Ideen und Institutionen auszustatten, die uns ein Zusammenleben in dem globalen Stamm erlauben, zu dem wir geworden sind“<sup>2</sup>.

Wir haben Technologien entwickelt – das Internet, die Medien, Reisemöglichkeiten, Flexibilität. Wir können uns heute alle kennen. Wir wissen voneinander, wissen, wo und wie wir wohnen, wie die Umwelt in anderen Teilen der Welt aussieht, wie das soziale Leben.

Leider nährt die Vorstellung eines Weltbürgertums auch Machtgelüste und Eroberungs-

rungsphantasien. Alexander der Große und Dschingis Khan sind uns allen lebendige Beispiele aus vergangener Zeit<sup>3</sup>.

Erst mit der Philosophie der Aufklärung, hauptsächlich im 18. Jahrhundert, gesellten sich rechtsphilosophische Ideen zum Gedanken des Weltbürgertums hinzu.

Immanuel Kant bereicherte das geistige Leben Europas durch den Gedanken eines allgemeinen Völkerrechts, das das Zusammenleben der Völker regeln sollte.

Bis heute allerdings ist das Völkerrecht de facto noch immer keine verbindliche Instanz. Bei dem heutigen Wettlauf um politische Vormachtstellung - und damit um den weltweiten Zugang zu Ressourcen - werden ethische Prinzipien hintangestellt, Menschenrechte außer Acht gelassen und weltweit rücksichtslos Kriege geführt. Auch wenn diese Kriege immer wieder scheinbar ethisch und geradezu weltbürgerlich begründet werden - man beschwört eine „internationale Staatengemeinschaft“, die der übrigen Welt Demokratie und Entwicklung beibringen soll - sind und bleiben sie ein klägliches Versagen und ein Irrweg des menschlichen Geistes.

Wir brauchen also eine Definition von „Weltbürgertum“. Weltbürgertum, so wie wir es verstehen, bedeutet bestimmt nicht, sich überall wohl zu fühlen, viel zu reisen, überall zu Hause zu sein. Es geht nicht um den Einzelnen und um seine angenehme Befindlichkeit. Es geht vielmehr darum, wie wir mit den Informationen umgehen, die wir heute von der Welt haben. Wir haben Technologien entwickelt – das Internet, die Medien, Reisemöglichkeiten, Flexibilitäten. Wir können uns heute alle kennen. Wir wissen voneinander, wissen, wo und wie wir wohnen, wie die Umwelt in anderen Teilen der Welt aussieht, wie das soziale Leben. Wir sind alle voneinander betroffen, wir haben Verantwortung füreinander.

Verantwortung zu haben und wahrzunehmen bedeutet, darauf zu achten, was in unserem Namen in unseren Gesellschaften geschieht:

- ob „wir“ gemeinsam Kleinbauern in der sog. Dritten Welt ruinieren, wenn wir ihre Märkte mit subventionierten Lebensmitteln überschwemmen und sich ihre Arbeit nicht mehr lohnt
- ob „wir“ in sicheren Arbeitsplätzen Waffen produzieren und Waffenhändler an Kriegen verdienen lassen
- ob „wir“ zur Ausbeutung von Frauen und Kindern beitragen, weil wir zu billige Kleider kaufen und nicht darauf achten wo und vor allem wie sie hergestellt werden.

Aus dieser Verantwortung füreinander entstehen Pflichten füreinander: nicht, wie früher, nur gegenüber der eigenen Familie, dem Stamm, dem Clan, dem Ort, dem Land, der Nation, dem Staat, sondern es entstehen Pflichten für den Menschen an sich, für den „Anderen“.

Für Weltbürgerinnen und Weltbürger gibt es keine Grenzen, an denen Recht aufhört, Recht zu sein. Als Weltbürgerinnen und Weltbürger bauen wir althergebrachte territoriale und mentale Grenzen ab. Wir ziehen gleichzeitig neue Grenzen dort, wo die Rechte von Menschen gefährdet sind oder verletzt werden. Jeder Mensch, wo immer er lebt, hat das Recht auf ein gelingendes Leben, auf Glück.

Diese empfindliche Balance zu halten zwischen Grenzen-Abbauen und Grenzen-Ziehen ist unsere Aufgabe. Für uns verlaufen diese alten und die neuen Grenzen nicht zwischen Nationalstaaten, Ethnien oder Kulturen.

Die Grundlagen für ein gelingendes Leben sind in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte festgehalten. Die Menschen haben das Recht auf Leben, auf Gesundheit, auf ausreichende Nahrung, auf Bildung. Auf diesen Grundlagen erst wachsen und bestehen Kulturen in ihrer ganzen Vielfalt, auf diesen Grundlagen erst können Lebensentwürfe entstehen und das Recht auf deren Verwirklichung.

Das Weltbürgertum, so wie wir es verstehen, ist deshalb keine unverbindliche Philosophie, aber auch keine Religion. Unser Weltbürgertum ist allein auf die Menschen und deren Wohl gerichtet.

Unser Weltbürgerausweis ist zwar ein symbolischer Ausweis, aber dennoch kein unverbindliches Papier, das wir haben, weil es schön aussieht. Der Weltbürgerausweis ist eine Verpflichtung, die wir mit ihm und durch ihn eingehen:

- wir setzen uns für Geschwisterlichkeit, Versöhnung und Solidarität unter den Menschen ein, gleich welcher Hautfarbe, Rasse, Ethnie oder Religion sie angehören
- wir setzen uns für eine friedliche Welt ohne Krieg und ohne Waffen ein
- wir kämpfen gegen Unterdrückung und Armut.

Während wir hier versammelt sind, sind weltweit Frauen in Friedensmärschen unterwegs unter dem Motto: One identity, one goal. Für sie gibt es nicht mehr Rasse, nicht mehr Nationalität, sondern nur die Solidarität untereinander und die gemeinsame Verantwortung für die Verwirklichung ihres Zieles.

In einem Grundlagenpapier des Dachverbandes von AWC aus dem Jahr 2003 heißt es prägnant, und mit diesen Worten möchte ich meine Gedanken zum Weltbürgertum abrunden:

*Weltbürgerin und Weltbürger zu sein bedeutet nicht, keine nationale Staatsangehörigkeit zu haben. Aber es bedeutet, auf eine neue Weise Verantwortung zu übernehmen in dieser Welt, in der alle in gegenseitiger Abhängigkeit leben, und es bedeutet auch, gemeinsam über nationale Grenzen hinweg unser Schicksal zu gestalten. Nur so können wir für diese Welt das Überleben sichern.*

Bevor ich schließe, darf ich Ihnen sehr herzliche Grüße von Prof. René Wadlow überbringen. René Wadlow ist der Vertreter von AWC bei der UNO in Genf. Ich zitiere und übersetze aus seiner Grußadresse<sup>4</sup> an diesen Tag in Magdeburg:

*„In einer Zeit, in der sich in vielen Teilen der Welt eine Woge von engstirnigem und aggressivem Nationalismus breit macht, ist es wichtig und notwendig zu betonen, dass wir alle Teil einer großen Menschheitsfamilie sind. Wir müssen zusammenarbeiten, um unseren Planeten durch ökologisch sichere Entwicklungen zu schützen und wir müssen dazu beitragen, den Konfliktregionen Frieden zu bringen. Ohne eine friedliebende und gefestigte Gesellschaft wird es keine gerechte und harmonische Entwicklung geben. Eure Bemühungen in die Richtung dieser gemeinsamen Ziele sind sehr wertvoll und verdienen hohe Anerkennung.“*

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

---

<sup>1</sup> Christoph Antweiler (2009 ): Was ist den Menschen gemeinsam?, S. 306.

<sup>2</sup> Appiah, Kwame Anthony (2007): Der Kosmopolit. Philosophie des Weltbürgertums, S.11.

<sup>3</sup> zur Geschichte des Weltbürgertums s. Coulmas, Peter (1990): Weltbürger. Geschichte einer Menschheitssehnsucht.

<sup>4</sup> *Englisches Original des Auszugs aus einer E-mail vom 10.03.2010: At a time when, in many parts of the world, there is a wave of narrow and aggressive nationalism, it is important to stress that we are all part of one human family. We need to cooperate to protect the planet through ecologically-safe development and to help bring peace to areas of conflict. Without a peaceful and stable society, it is impossible to have just and harmonious development. Your efforts in these common tasks are of great value and are appreciated.*